# HUGH WALKER & HANS FELLER

# TWELT der TÜRME

Leseprobe

Fantasy/ Science Fiction

Die Gesamtausgabe von
»WELT DER TÜRME«
kann bei AMAZON
als Taschenbuch zum Preis von € 15,00
bzw. als eBook zum Preis von € 5,95
erworben werden.
Das eBook ist dann auch über BEAM-EBOOKS.DE erhältlich.
Die Printausgabe kann zudem auch
direkt über unsere Verlagseite
bestellt werden.

Print-ISBN-10: 1542473454
Print-ISBN-13: 978-1542473453

Weitere Informationen zum Buch
und zum Verlagsprogramm finden Sie auf der Webseite
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE

Hugh Walker & Hans Feller

# Welt der Türme

*– Leseprobe –*

Emmerich Books & Media
2017

# Hugh Walker & Hans Feller

# Welt der Türme

Herausgeber:
Peter Emmerich
EMMERICH Books & Media
Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz
www.emmerich-books-media.de

Originalausgabe
© 2017 by EMMERICH Books & Media, Konstanz & Hugh Walker

*Jaramons Traum* © 1981 & 2017 by Hubert Straßl

*Mordins Kraft* © 1984 & 2017 by Hubert Straßl

*Als die Hexer starben* © 1981 & 2017 by Hubert Straßl

*Herrin der Welt* © 1982 & 2017 by Hubert Straßl

All rights reserved.

Cover der Terra-Fantasy-Erstausgaben
© Pabel Moewig Verlag GmbH.

Illustration S. 230 © Josef Schwab

Karte: Jörg Schukys

Foto Hugh Walker © Françoise Stolz

Foto Josef Schwab © Josef Schwab

Cover-Gestaltung: Beate Rocholz
Bildquelle: dreamstime.com
»DNA String Futuristic Megalopolis Vector« © Nenad Cerovic

Gesamtlayout und Satz: Jörg Schukys

ISBN-10: 1542473454
ISBN-13: 978-1542473453

# Inhalt

Vorwort

Jaramons Traum

Mordins Kraft

Als die Hexer starben

Herrin der Welt

Anhang

Zu den Texten

Cover der Erstausgaben

Der Autor

Der Illustrator

Die Cover-Illustratorin

# Vorwort

Bei den Erstveröffentlichungen der vier Romane und Erzählungen um die *Welt der Türme* wurde der bis dato unbekannte Autor Ray Cardwell als Urheber des Science-Fantasy-Zyklus genannt.

Begonnen hatte es im Juli 1981 in der von Hugh Walker betreuten Pabel-Taschenbuchreihe TERRA FANTASY. Mit der Nummer 87 wurde der Roman *Als die Hexer starben* veröffentlicht. Bereits bei der Lektüre des damaligen Vorworts wurde dem Leser schnell klar, dass Ray Cardwell ein Pseudonym war, hinter dem sich nicht nur Hans Feller, sondern auch Hugh Walker selbst, als maßgeblich beteiligter Autor, verbarg. Wörtlich schrieb Hugh Walker als Einleitung:

> »Ich lernte Ray Cardwell Anfang der sechziger Jahre in Wien kennen. Das gemeinsame Interesse an phantastischer Literatur führte uns zusammen. Wir begegneten einander erstmals in einem Wiener Buchantiquariat, beide auf der Suche nach den Büchern von Hanns Heinz Ewers, Gustav Meyrink, K. H. Strobl und den Bänden der GALERIE DER PHANTASIEN, die in den zehner und zwanziger Jahren im Georg Müller Verlag erschienen. Damals in den frühen sechziger Jahren konnte man diese Kostbarkeiten noch für dreißig bis fünfzig Schilling in die Finger bekommen. Das wären, heute umgerechnet, etwa fünf bis sieben Mark. Freilich hatte das Geld damals auch einen anderen Wert. Doch es war zweifellos billig.
>
> Ray Cardwell ist ein Pseudonym. Dahinter steckt Hans Feller, ein Hobbypsychoskopist, der sich für Geistererscheinungen, Séancen und dergleichen interessierte und seine Freizeit damit verbrachte, in alten Häusern herumzusteigen, wovon es in Wien ja genug gibt, die dazu noch nicht selten eine blutige Vergangenheit haben. Am deutlichsten ist mir noch in Erinnerung eine aufregende Wanderung durch das Gebiet um die Blutgasse, wo wir nach

Spuren der Blutgräfin suchten und einige phantastische alte Häuser fanden und filmten. Die Blutgräfin, das ist die legendäre Erzsébeth Báthory, die ungarische Gräfin des Karpatenschlosses Csejthe, die im Blut junger Mädchen badete, so geschehen Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Sie war auch zeitweilig in Wien am Werk, und das hat Spuren hinterlassen. Wer sich näher dafür interessiert, dem sei Valentin Penroses Buch *Die blutige Gräfin* empfohlen. Ich selbst habe später (Anfang der siebziger Jahre) Impressionen dieser Tage (fiktive und tatsächliche) in einem Gruselroman mit dem Titel *Die Blutgräfin* aufgearbeitet.[1]

Doch zurück zu Ray Cardwell. Wir schrieben eine Reihe von Horror-Stories gemeinsam. Eine davon erschien Mitte der sechziger Jahre unter dem Titel *Geliebtes Medium*.[2] Zu dem Zeitpunkt entdeckten wir auch unsere Liebe für die Fantasy und schrieben über die Jahre hinweg einen kleinen Zyklus von Stories und Romanen über die *Welt der Türme*, dessen Manuskripte aber unter keinem guten Stern standen. Feller, der die Originale hatte, schrieb mir 1973 aus Holland, dass er dem tollsten Geisterfund seines Lebens auf der Spur sei. Dabei gab es offenbar Leute, denen seine Schnüffelei nicht gefiel. Das Haus, das er seit einem Jahr gemietet hatte, brannte ab, und mit ihm verbrannten die Manuskripte. Er wollte daraufhin die Kopien haben, um sie zu überarbeiten, da ihm einige Ideen gekommen waren und er bereits mitten in der Überarbeitung steckte. Ich schrieb ihm, dass ich ihn besuchen und die Manuskripte mitbringen wollte. Doch er riet mir dringend davon ab und sprach vage von einer Gefahr, in die ich mich begeben würde. Das war unser letztes Telefongespräch. Ich sandte ihm kommentarlos

[1] *Die Blutgräfin*, Vampir-Horror-Roman 20, Erich-Pabel-Verlag, 1973; Nachdruck in: *Hexenbrut*, EMMERICH Books & Media, 2014

[2] In *Masken des Todes*, Vampir-Horror-Roman Taschenbuch 12, Erich-Pabel-Verlag, 1974. Nachdruck in: *Der Okkultist*, EMMERICH Books & Media, 2013

die Kopien per Einschreiben. Zwei Monate später, Anfang 1974, erhielt ich die Nachricht von seinem Tod, der recht mysteriös war, so recht das Ende eines Geistersehers.

Seither bemühte ich mich um die Manuskripte, da ich selbst keine Kopien mehr besaß. Doch erst 1980, im Zug einer Reise nach Amsterdam im Anschluss an den Perry-Rhodan-Weltcon in Mannheim, stieß ich auf den Nachlass Hans Fellers und konnte die Manuskripte loseisen. Es war ein ganzes Bündel von sechs Romanen, ein Dutzend Stories und etwa vierhundert Seiten von Fragmenten und Notizen. Was ich allerdings vor allem suchte, ein Manuskript eines umfangreichen Berichts über seine Geisterforschungen, das er immer schreiben wollte, fand ich nicht.

Noch sind nicht alle rechtlichen Fragen geklärt, doch steht einer Publikation des Zyklus um die *Welt der Türme*, an dem ich selbst mitgearbeitet hatte, nichts im Wege. Ich habe die Manuskripte nach seinen handschriftlichen Notizen bearbeitet.

Vorerst besteht der Zyklus aus zwei Romanen, *Als die Hexer starben* und *Herrin der Welt* und zwei Novellen, *Jaramons Traum* und *Mordins Kraft*.«

Hugh Walker hat – so wie wir heute zweifelsfrei wissen – in Bezug auf das erwähnte »Manuskript eines umfangreichen Berichts über seine Geisterforschungen« nur eine Halbwahrheit gesagt, denn zweifelsfrei steht fest, dass er über Notizen Hans Fellers verfügte, die er zu drei Romanen verarbeitet hat.[3] Noch heute behauptet Hugh Walker, dass er über keine weiteren Unterlagen Fellers verfüge, obwohl dieser 1990 exhumiert wurde – angeblich wurde im noch gut erhaltenen Sarg nichts gefunden. Aber entspricht dies der Wahrheit?

[3] *Die gelbe Villa der Selbstmörder* (1974), Vampir-Horror-Roman 100, Erich-Pabel-Verlag, 1974, *Hexen im Leib* (1976), Vampir-Horror-Roman 184, Erich-Pabel-Verlag, 1976, und *Bestien der Nacht* (1977), Dämonenkiller-Taschenbuch 24, Erich-Pabel-Verlag, 1977, alle nachgedruckt in *Der Okkultist*, EMMERICH Books & Media, 2013

Schwer wiegt in diesem Zusammenhang ein Telefonat, dessen unabsichtlicher Zeuge ich selbst am 2. Mai 1987 wurde. Hugh Walker sprach zu einer mir unbekannten Person die folgenden Worte: »Die Sachen von Hans? … Nein, auf keinen Fall! … Vielleicht, wenn ich mal zehn Jahre unter der Erde liege!«

Inzwischen weiß ich nun mehr – zumindest über den damaligen Gesprächspartner von Hugh Walker. Nachdem die oben erwähnten drei Romane in *Der Okkultist* veröffentlicht waren, erhielt ich am 6. Oktober 2016 ein Schreiben von Hans Fellers Tochter, dessen Echtheit mir nachgewiesen wurde und nicht bestritten werden kann:

Lieber Herr Emmerich,

durch meine regelmäßigen Recherchen im Internet bin ich auf Ihr Buch DER OKKULTIST gestoßen und möchte mich dafür bei Ihnen bedanken, dass Sie damit dem Wirken meines Vaters ein passendes Andenken geschaffen haben.

Machen Sie bitte Hugh Walker keine Vorwürfe, weil er Ihnen gegenüber nicht erwähnt hat, dass wir noch heute regelmäßig Kontakt miteinander haben. Die Zeit ist einfach noch nicht reif dafür, der Welt die ganze Wahrheit über meinen Vater mitzuteilen – nach wie vor will ich die Gefahren, von denen er gesprochen hat, nicht unterschätzen.

Überrascht haben Sie mich im Übrigen damit, dass Sie vor Jahren Zeuge eines Telefonates zwischen Hugh in mir wurden, in dem es – wie Sie zu Recht vermuten – um die verschollenen Notizen meines Vaters ging. Aber bitte haben Sie dafür Verständnis, dass ich hierzu selbst heute noch nichts sagen darf – es gibt eindeutige Anweisungen meines Vaters! Ich möchte Sie deshalb auch darum bitten, in dieser Angelegenheit nicht weiter in Hugh oder mich zu drängen, wir dürfen Ihnen keine Antworten geben!

Ich wünsche Ihnen für Ihren Verlag viel Erfolg

Ihre S. L. Feller

So erfreulich der Erhalt des Schreibens auch war, zeigt es doch auf, dass die Ermittlungen im Fall Hans Feller wohl endgültig in einer Sackgasse angekommen sind. Weder von seiner Tochter noch von Hugh Walker – der sich unbeirrbar in Schweigen hüllt – sind weitere Informationen zu bekommen.

Die Geschichten aus der *Welt der Türme* werden in diesem Buch erstmals gesammelt präsentiert.

Dem Kenner von Hugh Walkers Romanen wird vielleicht auffallen, dass einige Passagen von *Als die Hexer starben* aus dem Erstentwurf zur Fantasy-Serie MYTHOR (*Zauberei in Tainnia* [4]) stammen, welchen der Autor 1979 bei Pabel eingereicht hat. Aufgrund des bisher erworbenen Hintergrundwissens halte ich es nicht für abwegig, darüber zu spekulieren, ob dies ein Versuch war – quasi durch die Hintertüre – die Manuskripte der *Welt der Türme* für Mythors Welt zu verwerten, und nicht, wie bisher vermutet, der verworfene Mythor-Entwurf als Erweiterung für *Welt der Türme* herangezogen wurde.

Peter Emmerich, März 2017

[4] *Zauberei in Tainnia*, EMMERICH Books & Media, 2015

Almordins Welt
-Mordinwaer-
Elaye
Angelos
Coalmyre
Kalifore
Sonora
Navo Land
Feuerberge
Troll-Berge
Teschamar
Elfenwold
Riverloon
Coronaya
Arsenada
Barkelee
Diaquez
Yuston
Dondijos
Dondillo
Santabara
Turica
Mechansetee
Mechan
Mechvilla
Ahual
Coroba
Quentoya
Karte: Schukys

# Mordins Kraft

Jot Vilmore, der Hofarzt von Elaye (des neuen Elaye, das inmitten von Orangenhainen am Rand der Ruinen lag), stand mit den Priestern Tenecs' an den Kais und spürte Trauer und Kälte wie jeden Abend, wenn der Tod heimkehrte, dessen Selbstgerechtigkeit er nicht verstand.

Es war der Tod in der schönen Form eines Zweimasters, der in diesem Augenblick mit schlaffen Segeln und vorsichtigen Ruderschlägen in die Hafeneinfahrt glitt. Dahinter ging die Sonne blutrot unter, als hätte selbst sie Wunden erhalten. Die Lichtarme des Turmes, der draußen am Horizont auf den Felsen des Eilandes stand, glitten unablässig über das Meer und tauchten die Stadt in regelmäßigen Abständen in blendendes Licht – das Feuer des Lichtgottes Tenecs.

Die Lichtritter kehrten heim. Ihr geweihtes silbernes Rüstzeug war voll Blut, ihre Waffen waren stumpf, in ihren Gliedern war die Müdigkeit des Kriegers, der aus der Schlacht kommt. Sie gingen an Land mit verschlossenen Gesichtern und müden Schritten. Wie immer führte ihr erster Weg in den Tempel, um den Priestern zu berichten.

Keiner hatte Wunden. Sie kamen auch von keinem Krieg heim. Nur vom Töten!

Jot Vilmore war ein junger Mann von wenig mehr als zwei Dutzend Sommern. Er hatte sich als Heiler und Berater am Hof von Elaye trotz seiner Jugend einen guten Namen gemacht. Seit zwei Jahren war er nun bereits der persönliche Vertraute Sir Onslaught Gelwins, des Herrn von Elaye – sehr mit Missbilligung Master Arinns, des Obersten Priesters, der in Vilmore einen gefährlichen Freigeist sah, jemanden, der einen Sinn hinter den Dingen, hinter den unantastbaren Dingen suchte.

Er mochte ein Frevler sein, vielleicht sogar ein Magier. Das Jahr des Turmes würde es enthüllen.

Aber das Jahr des Turmes enthüllte nichts, denn die einzige magische Kraft in Jot Vilmore war seine Neugier, und er war klug genug, seine Fragen leise zu stellen und die Antworten allein zu suchen.

In Elaye stellten nur die Kinder Fragen, weil sie Wahrheit noch nicht wussten.

In Elaye gaben nur die Priester Antworten, denn sie allein waren die Hüter der Wahrheit.

»Weshalb leuchtet der Hexenmond so hell?«

»Weil es das Jahr des Unterganges ist für Almordins Geschöpfe.«

»Weshalb müssen sie untergehen?«

»Weil sie die geschworenen Feinde des Lichts sind und weil sie die Finsternis in sich tragen.«

»Was ist die Finsternis?«

»Der Erzfeind des Lebens, der es knechtet und verdirbt.«

»Wie sieht er denn aus, dieser Erzfeind?«

»Er hat Besitz ergriffen von den Magiern und den Sehern. Sie sind voll der Kraft Almordins, voll der Finsternis. Wenn es nicht gelingt, sie zu vernichten, werden sie eines Tages über die Menschen kommen und sie zu ihren Sklaven machen.«

»Weshalb kommt der Turm alle zehnmal zehn Jahre aus der Erde des Eilands?«

»Weil er das Werkzeug des Lichtgottes Tenecs ist. Sein wanderndes Licht bringt alle Kraft Almordins zum Erlöschen.«

»Weshalb fahren die Lichtritter jeden Morgen aufs Meer hinaus?«

»Weil der Lichtgott sie erkoren hat, sein Schwert zu führen, auf dass alle Finsternis vom Antlitz der Welt getilgt werde.«

Jot Vilmore aber stellte sich noch andere Fragen, auf die selbst die Legenden keine Antwort gaben.

»Weshalb sollte Almordins Kraft etwas Böses sein?«

»Weshalb sollten die Seher und Magier alle Teufel sein? Scharlatane, gewiss, manche von ihnen. Schwindler auch. Aber Erzfeinde des Lebens?«

»Was trieb sie alle herbei, Hunderte von Meilen, um im Angesicht dieses Turmes ein so blutiges Ende zu finden?«

Während Vilmore zur Burg der Gelwins hochstieg, brach die Nacht herein. Aus dieser Höhe waren die Lichtfinger des Turmes feurige Stäbe, die sich im schwarzen Wasser spiegelten. Seit zwei Monden wanderte dieses Licht nun und die Menschen von Elaye hatten sich weitgehend daran gewöhnt,

auch an die Schreie, die der Wind manchmal an die Küste trug. Auch an die wundersamen Geschöpfe, die aus dem Landesinnern, durch die Lüfte oder durch den Dschungel kamen und nur Augen für den Turm hatten. Sie waren Geschöpfe der Finsternis und ihr unbarmherziges Ende war das Ziel, wofür jeder in Elaye betete, seit das Jahr des Turmes angebrochen war.

In dieser Nacht kam Sir Gelwin mit düsteren Zügen und Furcht in den Augen in das Turmgemach Vilmores. Er kam in Nachtgewand und Mantel, und seine Stimme zitterte.

»Ich bin verflucht, Vilmore. Und ich verfluche mich selbst und dieses Wappen, das ich trage. Und ich verfluche Tenecs und dieses blutige Jahr, das er uns beschert hat …«

Seine Stimme klang wie die eines alten Mannes. Und tiefe Falten der Besorgnis ließen sein junges Gesicht alt erscheinen.

»Was ist geschehen, Sir Gelwin?«, fragte Vilmore voll Mitgefühl, denn er hatte seinen Herrn noch nie so verloren erlebt.

»Ich brauche deine Hilfe, Vilmore.«

»Meinen Rat, Sir Gelwin?«

»Rat und Tat, Vilmore. Und Schweigen.« Als Vilmore stumm nickte, fuhr er fort: »Du bist ein guter Heiler, mit Salben wie mit dem Messer. Es ist etwas in mir seit vielen Tagen. Du musst es herausschneiden. Wenn … wenn deine Hand es nicht vermag, werde ich zu Master Arinn gehen müssen, damit seine Kunst …«

»Nein!», unterbrach ihn Vilmore hastig. »Nicht Arinn! Er mag der oberste und vollkommenste Diener des Lichtgottes sein, aber er hasst alles, was lebt!«

»Ich weiß, du hasst ihn. Du musst dich vor ihm hüten, mein Freund. Er hasst, wie du denkst. Er hasst, dass ich dir mein Ohr leihe. Ja, er ist voll Hass. Vielleicht weil er die Gefahren der Kräfte Almordins besser kennt als wir alle …«

»Aber darf die Säuberung von Almordins Kraft wichtiger sein als das Leben?«, wandte Vilmore leidenschaftlich ein. »Darf man wirklich das Leben vernichten, um zu verhindern, dass Almordins Saat aufgeht?»

Sir Gelwin schwieg.

»Ist es nicht so, dass seine Priester und Euer Orden alles töten, was den Keim in sich trägt … oder auch nur tragen könnte? Und wäre es Freund oder Bruder?«

Sir Gelwin nickte nur stumm.

»Und es geschieht seit Hunderten von Jahren.« Vilmore schüttelte den Kopf. »Wäre es nicht an der Zeit, einen anderen Weg als den Tod zu finden, um sich gegen Almordins Kräfte zu wehren? Wäre es nicht an der Zeit, dass das Leben sich selbst wehrt und dass Arinns Priester und Eure Ritter Rat und Hilfe geben, statt zu töten?«

»Es ist Tenecs' Wille«, erwiderte Sir Gelwin müde.

»Sagt Arinn …«

Sir Gelwin nickte. »Wer sonst sollte wissen, was die Götter uns auferlegen, wenn nicht die Priester, Vilmore?«

*Ja*, dachte Vilmore bitter, *der Wille der Götter!* Er war nur so schwer zu trennen vom Willen der Priester. Sie galten als die Wissenden und sie hüteten ihr Wissen voller Eifersucht, weil die Unwissenden immer den Wissenden folgten. Und weil der Glaube die Dinge erhielt, wie sie waren. Auch die Macht. Vor Tenecs und seinen irdischen Vertretern hatte selbst der Herrscher von Elaye das Knie zu beugen!

»Meine Träume sind frevlerisch, Vilmore. Da finde ich Gefallen an Almordins Kreaturen. Da bin ich fasziniert von ihrer Schönheit, da sehe ich mit Schmerz, wie sie in Tenecs' Licht verdorren, da möchte ich ihnen zurufen, umzukehren und Schutz zu suchen, bis dieser verfluchte Turm wieder in seinem Schlund verschwunden ist …« Er hielt heftig atmend inne.

»Sind es diese Träume, die ich Euch herausreißen soll?«, fragte Vilmore bewegt, denn sie waren seinen Träumen so ähnlich.

»Es ist mehr«, sagte Sir Gelwin mit geballten Fäusten und plötzlicher Furcht in den Augen. »Ich bin besessen von ihnen …»

»Von ihnen?»

»Von Almordins Dämonen!«, knirschte er. »Kannst du mich von ihnen befreien?«

Jot Vilmore schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht, Sir Gelwin. Ihr seid Tag um Tag im reinigenden Licht des Turmes. Wenn Almordins Geschöpfe in Euch wären, hätte das Licht ihnen längst den Tod gebracht. Ich glaube nicht, dass es Almordins Dämonen sind, die Euch quälen, Mysir», sagte er überzeugt.

»Hör mich an, wie es begann. Dann magst du selbst urteilen. Es ist mehr als dreißig Tage her. Wie immer ruderten wir draußen in den Gewässern des Turmes. Du weißt, es gibt viele Tage, da keiner von uns das Schwert zu heben braucht. Aber es gibt auch solche, wie heute einer war, an denen das Töten kein Ende zu nehmen scheint. Solch ein Tag war seinerzeit. Einmal kamen zwei große Vögel aus dem Norden. Als das Licht nach ihnen griff, verloren sie ihr schillerndes Gefieder und stürzten nackt ins Meer. Als wir sie erreichten, sahen wir, dass das Wasser sie bereits erschlagen und uns die Arbeit abgenommen hatte. Es waren zwei Männer, dunkelhaarig und bärtig und ausgezehrt wie immer, wenn sie von ihren langen Reisen hier ankommen. Um sicherzugehen, schlugen wir ihnen die Köpfe ab und überließen sie den Haien.

Wenig später sahen wir einen seltsamen Fisch vor unserem Bug auf den Turm zuschnellen. Wir verfolgten ihn, bis das Licht ihn erfasste. Dann war er nur noch ein alter Mann mit schwarzer Haut und weißem Haar, wie sie drüben in Elayenorth leben. Da das Licht ihm die Sinne geraubt hatte, ertrank er, bevor wir ihn erreichten, und wir verfuhren mit ihm wie mit den anderen.

Viele kamen an diesem Tag in vielerlei Gestalt. Doch das Licht des Turmes enthüllte sie alle. Und wir sahen dazu, dass keiner am Leben blieb, so wie es Tenecs von seinen Rittern verlangt. Am Abend waren unsere Schwerter und unsere Arme müde und unsere Herzen schwer vom grausigen Töten. Wir lenkten unseren Bug dem Festland zu, wie wir es immer tun, weil in diesen gefährlichen Gewässern die Dunkelheit der Nacht unsere Arbeit übernimmt. Da tauchte dieses rote Segel im Süden auf. Ein kleiner Einmaster war es. Sein Kurs führte zum Turm und sein Segel blähte sich in einem Wind, den wir

nicht spürten. Da wussten wir, dass unsere Arbeit noch nicht getan war.

Es war ungewöhnlich, dass sie mit einem Schiff kamen. Aber wir zweifelten nicht. Nur Schattenkräfte konnten es mit solcher Leichtigkeit gegen den Wind jagen. So wendeten wir und warteten, bis sie in den Lichtstrahl gerieten. Da wurde das gebauschte Segel schlaff, das Schiff krängte, und wir stießen darauf zu. Es war deutlich zu sehen, dass die Schattenkräfte erloschen waren. Als wir an Bord kletterten, stürmten uns halbnackte Gestalten mit grimmigen dunklen Gesichtern entgegen und schwangen Spieße und Messer. Ein gutes Dutzend waren sie. Sie konnten es nicht sein, die wir suchten, denn sie waren von wilder Kampfeslust erfüllt und unberührt vom Licht des Turmes. Wir verstanden ihre Sprache nicht und konnten ihnen nicht klarmachen, dass wir nichts gegen sie im Sinn hatten. So mussten wir die meisten erschlagen, bis sie endlich einsichtig genug waren. Dann suchten wir den Besessenen und fanden ihn im Bug.

Es war eine junge Frau von ebenso dunkler Haut wie die Männer und von großer Schönheit. Sie war fast nackt und wir konnten sehen, dass sie ein Kind trug und wohl bald gebären würde. Bei Tenecs, nie ist es uns schwerer gefallen, einen ihrer dunklen Brut zu töten! Ihre Sinne, die das Licht ihnen immer raubt, kehrten zurück, als Jorkins die Klinge hob. Vielleicht war es Neugier, die uns innehalten ließ. Sie öffnete die Augen und sah uns an …«

Sir Gelwin presste die Hand über die Augen, als wollte er diesen schrecklichen Augenblick auslöschen.

»Sie erkannte mit einem Blick, was ihr bevorstand. Und sie erkannte wohl mich als den Anführer der Männer. Sie sagte etwas, das keiner von uns verstand. Als sie sich aufrichtete, hob Jorkins die Klinge erneut. Da sprach sie sehr rasch und umklammerte die Schwellung ihres Leibes. Ohne dass wir ihre Worte verstanden, wussten wir, dass sie um das Leben ihres Kindes bat. Aber wir hätten unserer Sache schlecht gedient, hätten wir diese heranwachsende Schattenbrut leben lassen. Es gab keinen unter uns, der nicht Mitleid mit ihresgleichen gehabt

hätte, keinen, der sie frohen Herzens getötet hätte, denn diese Menschen tragen keine Schuld an ihrer Besessenheit …«

Er hielt erneut inne. Vilmore schwieg erschüttert. Als Sir Gelwin fortfuhr, zitterte seine Stimme.

»Jorkins stieß ihr die Klinge in die Brust, und als er sie herausriss, schwankte die Frau und ihre Schönheit floss mit einem roten Strom dahin. Doch sie klammerte sich an das Leben und stieß Worte hervor und ihre Augen loderten vor Hass. Da zweifelte keiner, dass es ein Fluch war, der über ihre Lippen kam. Bevor wir es beenden konnten, griffen ihre blutigen Arme nach mir und ihr geschwollener Leib presste sich an meinen. Etwas drang glühend in meinen Körper, zweimal, wie Stöße eines Dolches. Da ergriff eine unheilige Furcht von mir Besitz und ich stieß mein Schwert immer wieder in ihren Leib, bis ihre Finger sich lösten und sie tot zu Boden sank. Dann tastete ich nach meinen Wunden, doch ich fand keine … Aber seither, in der Stille der Nacht, da ich allein mit mir bin, spüre ich … dass etwas Fremdes in mir ist … etwas von ihr …«

»Wie?«, unterbrach ihn Vilmore. »Wie spürt Ihr es?«

»Stimmen«, erklärte Sir Gelwin. »Zwei Stimmen …«

»Männlich?«

»Eine … glaube ich … aber ich höre sie nie deutlich genug.« Er schüttelte den Kopf. »Ich höre sie nie, wenn ich wach bin. Ich höre sie beim Aufwachen und sie verstummen rasch, so wie ein Traum verblasst. Ich höre sie beim Einschlafen. Sie lachen und tuscheln wie … Kinder …«

Vilmore starrte ihn mit blassem Gesicht an. »Ihr glaubt …?«

»Ich glaube nichts«, erwiderte Sir Gelwin barsch. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein … ich bin nicht hergekommen, um dir etwas vorzumachen. Ja, ich glaube, dass ihre Dämonen in mir sind. Und sie werden stärker mit jeder Nacht … selbst bei Tag … ich habe heute meine Klinge wie ein Anfänger geführt. Es war, als ob eine andere Hand sie führte, die nicht den Tod geben wollte. Einer von ihrer Brut …«

»Nein«, widersprach Vilmore. »Wenn ich der Geist in Euch wäre, würde auch ich Euer Schwert lenken, damit es nicht tötet.

Und in mir ist nichts von Almordin. Es mag Euer eigener Geist sein, dem die Schuld für dieses schreckliche Töten eine schwere Last ist. Das mag Eure Klinge gelenkt haben. Und die Stimmen … Lasst mich Euch sagen, Mysir … hätte ich so viele getötet wie Ihr und so viel Tod mit angesehen, dann wäre auch ich nicht frei von den Seelen der Erschlagenen. Ich hörte sie wimmern und klagen und fluchen Tag und Nacht.«

»Ich töte nicht gern«, sagte Sir Gelwin scharf. »Aber ich fühle auch keine Schuld. Ich erfüllte nur meine Pflicht als Ritter des Lichtes wie jeder in unserem Orden. Es mag sein, dass ich diese Pflicht verfluche, aber ich erfülle sie … gegen jedermann, auch gegen mich selbst. Ich fühle keine Schuld. Weder falsches Mitleid noch Schwäche, weder Furcht noch Ungehorsam lassen meine Klinge zögern oder ihr Ziel verfehlen! Was unterstellst du mir?«

»Verzeiht, Mysir!«, sagte Vilmore hastig. »Ich sprach frei meine Gedanken zu einem Freund …«

»Nein, verzeih du! Ich kam her, weil ich offene Worte hören wollte. Aber glaub mir, es ist mehr in mir, als Furcht oder Schuld mir vorgaukeln könnten.«

»So lasst mich heute Nacht bei Euch wachen.«

Sir Gelwin stimmte zu. Es wurde ein langes Warten, denn der einsame junge Herrscher von Elaye fand erst in der Morgendämmerung Schlaf. Blutige Bilder vom Tag auf dem Meer quälten ihn und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. So sprachen sie von vielen Dingen in der Dunkelheit der Schlafkammer, auch von Lyala, der Nichte Sir Rathburys von Angelos, die er an seinen Hof zu holen gedachte.

Vilmore erinnerte sich an das sanfte braunhaarige Mädchen, das im letzten Sommer zu Gast auf Burg Gelwin gewesen war, und er dachte, dass sie dieser kalten Burg Wärme und Glanz verleihen könnte als künftige Königin von Elaye. Die beiden waren einander sehr zugetan, das war nicht schwer zu erkennen gewesen. Natürlich gab es wichtigere Gründe für eine Verbindung. Waffenhilfe zum einen, gegen Aggressoren wie die Mechans beispielsweise, die im Süden von sich reden machten. Und Lebensbündnisse waren in der Regel die stärksten

Abkommen zwischen kaliforischen Städten. Blut erwies sich immer wieder als ein Band, das nur schwer zerriss. Kinderreichtum in den Herrscherfamilien war ein guter Ausgangspunkt für eine gesicherte Zukunft.

Sir Onslaught Gelwin war der Erstgeborene der Gelwins, der nach dem Tod des Vaters die Regentschaft übernahm. Seine Geschwister lebten nicht mehr; eine Seuche hatte sie dahingerafft. So gab es niemanden mehr, den er verheiraten konnte zum Wohle Elayes. Aber Elaye war die mächtigste Stadt der kaliforischen Küste. Die anderen suchten ihren Schutz und ihre Gunst zu gewinnen. So konnte Sir Gelwin auch mit dem Herzen wählen.

Als die Morgendämmerung kam und Sir Gelwin endlich in unruhigen Schlummer sank, schwand Vilmores Überzeugung dahin. Sir Gelwin begann im Schlaf zu sprechen. Er tat dies mit völlig veränderter Stimme und in einer Sprache, die Vilmore noch nie zuvor gehört hatte. Er beherrschte ein halbes Dutzend Sprachen und drei oder vier mehr, in denen er sich leidlich verständigen konnte, darunter auch die der Mechans. Aber diese war ihm völlig fremd. Er lauschte fasziniert und versuchte, sich einige Wortfetzen einzuprägen, um Sir Gelwin danach zu fragen, wenn er erwachte. Aber es war schwer, denn die Worte kamen so schnell.

Sie kamen schnell und deutlich rhythmisch – wie eine Beschwörung!

Die Erkenntnis kam so schlagartig über ihn, dass er aufsprang und den Stuhl umwarf. Der Lärm weckte den im Schlaf Sprechenden nicht. Er schien völlig versunken in seinen fremden, kehligen Worten. Da war eines, das ständig wiederkehrte:

*Ptacoro!*

Als ob es ein Name wäre! Und mit jeder neuen Nennung dieses Namens wurde es kälter im Raum.

Vilmore fröstelte und kämpfte die plötzliche Furcht nieder. Er versuchte, sich daran zu klammern, dass Sir Gelwin nur im Traum sprach. Dass er ihn nur zu wecken brauchte, um diesen Albtraum zu beenden.

Er wollte sich über Sir Gelwin beugen und ihn wachrütteln, aber etwas hielt ihn zurück: eine Unentschlossenheit, die er nicht überwinden konnte, so als lähmte etwas seinen Willen.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass Sir Gelwin zu sprechen aufgehört hatte. Er lag mit offenen Augen und starren Zügen. Er war nicht wach, aber sein Blick war auf etwas gerichtet – auf etwas am Fußende des Lagers.

Vilmore wandte langsam den Kopf. Sein ganzer Körper kribbelte vor Kälte, vor jener unnatürlichen Kälte des Grauens. Er grub die Zähne in die Unterlippe, um nicht aufzuschreien.

Da war eine rechteckige tiefe Schwärze mitten in der Dunkelheit des nächtlichen Zimmers – wie eine Tür in einen Nachthimmel ohne Sterne. Davor stand oder schwebte eine vage menschliche Form, ein dunkler Schatten, den man mehr fühlte als sah.

Der Schatten bewegte sich rastlos und richtete seine Aufmerksamkeit auf Vilmore. Aus den Augenwinkeln sah Vilmore, wie Sir Gelwins Gesicht sich verzerrte. Seine Augen waren weit aufgerissen. Im vagen Grau der Morgendämmerung, das durch die Fensteröffnung kroch, sah Vilmore, dass sie voll eisiger Furcht waren und den Bewegungen des unheimlichen Schattens folgten. Der Schatten bewegte sich auf Vilmore zu. Da richtete sich Sir Gelwin mit ungeheurer Anstrengung und einem Laut auf, der stöhnend zwischen zusammengepressten Zähnen hervorkam.

Der Schatten hielt inne. Sir Gelwin beugte sich über den Rand seines Nachtlagers. Dann kam seine Faust mit der geweihten Klinge *Wahrheit* hoch.

Da war es Vilmore, als ob eine schwere Last von ihm genommen würde. Er zitterte vor Kälte, aber die Kälte schwand und mit ihr der Albtraum. Da gab es keinen Schatten mehr und keine Tür in eine schwarze Wildnis. Da gab es nur das wachsende Dämmerlicht des Morgens und die ersten Geräusche, die vom Hof heraufkamen. Er blickte auf Sir Gelwin und sah verwundert, dass der Ritter ruhig dalag. Er hatte die Augen geschlossen und atmete wie ein tief Schlafender.

Unwirklichkeit überkam Vilmore. War es nur ein Traum gewesen? War er eingeschlafen und hatte ihm seine Phantasie einen Streich gespielt? Dämonen regierten die Träume der meisten Menschen von Elaye in dieser schrecklichen Zeit des Turmes. Es gab keine Vernunft, die davor bewahrte. Die alten Ängste vor dem Bösen waren nicht mit ein paar klugen Gedanken abzuschütteln. Sie saßen tief – Jahrtausende tief.

Erleichterung überkam ihn bei dem Gedanken, dass ihm nur die Nacht und die Furcht etwas vorgegaukelt hatten.

Aber dann sah er das Schwert in Sir Gelwins Hand und Zweifel kehrten zurück. Er saß grübelnd und voll kalter Furcht an Sir Gelwins Lager, bis die ersten Sonnenstrahlen durch das Geviert des Fensters fielen und die Gespenster der Nacht endgültig vertrieben.

Sir Gelwin erinnerte sich an das Grauen der Nacht. Er erinnerte sich an Furcht, an Hilflosigkeit und daran, dass etwas von ihm Besitz ergriffen hatte, selbst an den Grimm, der ihn halb aufweckte und zum Schwert greifen ließ. Aber es waren nur verglühende Funken, bereits kaum noch deutbare Bilder eines Albtraums. Er wusste nichts von der Beschwörung und von der schattenhaften Gestalt. Er wusste nicht, wovor er Furcht hatte oder was er mit seiner Klinge bekämpfen wollte.

Nur dass es noch nie zuvor so stark gewesen war, dessen war er gewiss. Und dass es der Fluch dieser dunkelhäutigen Frau war, der ihn quälte, auch dessen war er gewiss.

So überkamen Vilmore bald Zweifel und er begann selbst alles für einen Traum zu halten. Es gelang ihm, Sir Gelwin davon zu überzeugen, dass jedermann in Elaye in diesen Tagen Albträume hatte und dass die Besessenheit nur Einbildung war. Und er überzeugte sich fast selbst auf diese Weise.

Am folgenden Tag führte Sir Hugh Tenecs' Krieger aufs Meer hinaus und tags darauf war es Mister Jackory O'Segundo, am dritten Tag Sir Carwash. Sir Gelwin blieb Zeit für Audienzen, für die Jagd und dafür, Boten nach Angelos zu senden, um Lyala und ihre Gefolgschaft nach Elaye zu bringen. Er befolgte damit leichten Herzens Vilmores Rat. Er hätte das Ende des Jahres des Turms abgewartet doch Vilmore

riet ihm, nicht zu warten. Niemand könnte ihn besser von seinen Albträumen befreien als die Lady seines Herzens.

Vilmore wich nicht von seiner Seite. Er konnte ihn davon abhalten, zu den Priestern zu gehen. Der Ritter versprach ihm, erst dann bei ihnen Rat zu suchen, wenn auch Lyalas ersehnte Gegenwart ihm keinen Frieden bringen würde.

In den folgenden beiden Nächten blieb Vilmore an der Seite Sir Gelwins. Es geschah in jeder Nacht, dass der Ritter unruhig schlief, besonders im Morgengrauen, und in dieser fremden Sprache redete. Doch es waren keine Beschwörungen mehr. Es klang so, als ob jemand zu jemandem spräche, beruhigend, fürsorglich – wie zu einem Kind! Und die Stimme klang in solchen Augenblicken fast weiblich, sodass Vilmore wider seine feste Überzeugung und voll Grauen mehr und mehr zu glauben begann, dass Sir Gelwin von der Frau besessen war, die er getötet hatte.

Er sprach davon nicht zu Sir Gelwin, im Gegenteil, er bemühte sich, den Ritter zu überzeugen, dass alles nur Einbildung war. Er war bei Sir Gelwin erfolgreich, aber seine eigenen Zweifel blieben.

Am vierten Tag war die Reihe wieder an Sir Gelwin, die Krieger des Lichts aufs Meer hinauszuführen. Vilmore beschloss, ihn zu begleiten.

Sir Gelwin war einverstanden, aber er warnte, dass die Priester es nicht gestatten würden. Niemand außer den Lichtkriegern durfte das geweihte Schiff betreten.

Er musste heimlich an Bord gehen, was sich in der Dunkelheit als nicht schwierig erwies. Erst als das Schiff bereits weit draußen auf See war, kam er aus seinem Versteck hervor. Die Krieger waren Sir Gelwin zu ergeben, um ihre Überraschung allzu sehr zu zeigen. Auch schätzten sie den Hofheiler, manch einer war schon unter seinen geschickten Händen gewesen. So begrüßten sie ihn mit freundlichem Nicken in ihrer Mitte.

Weiße Vögel begleiteten das Schiff bis weit hinaus. Die Sonne ging auf, als es mit der Morgenbrise aus dem Hafen glitt.

Die Männer trugen leichtes Rüstzeug, das sie bei der Bedienung der Ruder und des Takelwerks nicht behinderte. Ihre Bewaffnung bestand aus geheiligten Schwertern. Ein Dutzend Männer hatte große Bogen. Lange Lanzen lagen an der Reling bereit, mit denen sie bis ins Wasser hinabreichen konnten. Zwei kleine Boote hingen an starkem Tauwerk links und rechts mittschiffs.

Sir Gelwin trug, wie es der Orden verlangte, die schwere Rüstung der Lichtritter, die ihn vom Scheitel bis zu den Zehen umhüllte. Nur seine Bärenkräfte verliehen ihm Beweglichkeit. Aber es hieß, dass die Lichtritter die schwere Last blitzenden Eisens mit Tenecs' Hilfe ohne Mühe trugen. Die Sonne gleißte auf den spiegelnden Platten, wenn er klirrend über das Deck schritt, und wenn der Lichtstrahl des Turms ihn traf, schlossen die Männer geblendet die Augen, solch eine Aura von Licht umspielte ihn dann. Während der ganzen Fahrt öffnete er das Visier nicht, aber er erklärte Vilmore mit dumpfer Stimme, dass das Licht, das seine geheiligte Rüstung um sich verbreitete, jedem seiner Feinde die Kraft rauben würde, wenn sie Almordins Kraft war.

Bis zum späten Nachmittag geschah nichts. Der Wind wurde heftiger und sie kreuzten waghalsig vor der Insel. Der Turm war nah und groß und das wandernde Licht wirkte bedrohlich selbst für die, die in seinem Banner stritten.

»Es geschieht immer seltener, dass einer von ihnen kommt«, brummte Sir Gelwin. »Die meisten, die das Licht anlockt, sind bereits angekommen. Die Nachzügler kommen von sehr weit her, glaube ich.«

»Oder sie konnten so lange widerstehen«, wandte Vilmore ein.

»Nein. Arinn sagt, sie wehren sich nicht dagegen. Sie sehnen sich nach dem Licht. All ihr Trachten geht danach, es zu erreichen.«

»Ich habe noch nie einen von Angesicht zu Angesicht gesehen«, sagte Vilmore bedauernd.

Sir Gelwin nickte. »Nicht viele haben es und blieben am Leben. In ihrem Grimm töten sie alles. Es heißt, dass sie die Kraft nehmen …«

»Die Kraft?«

»Die Lebenskraft … um damit ihre Wunder zu vollbringen.«

»Großer Tenecs!«, entfuhr es Vilmore. »Ist das Master Arinns Weisheit oder weiß es jemand zu bezeugen?«

Sir Gelwin zuckte die eisernen Schultern. »Wenn einer heute noch in unsere Fänge geht, werde ich dir Gelegenheit geben, ihn dir genau anzusehen, um deine Neugier zu befriedigen und vielleicht auch meine«, fügte er leise hinzu. »Obwohl sie Frevel ist.«

Als die Sonne unterging und die Krieger den Bug gen Elaye richteten, als der Turm am Horizont kleiner wurde, stand plötzlich eine junge Frau am Vorderdeck.

Vilmore sah sie zuerst. Sie schwankte vor Erschöpfung. Sie trug ein Wams und einen wadenlangen Rock, der in Fetzen hing. Sie hielt einen nackten kleinen Jungen an der Hand. Ihre dunklen Augen richteten sich auf Vilmore und er spürte, dass etwas nach ihm griff. Er wollte auf sie zugehen und stolperte vor plötzlicher Schwäche. Undeutlich sah er, wie der Lichtfinger vom Turm über das Deck glitt und die beiden erfasste.

Die Frau schrie schrill auf und der Junge gab einen dünnen Schrei von sich. Dann stürzten sie beide wie von einem heftigen Schlag getroffen auf die Planken und regten sich nicht mehr.

Vilmore hielt sich heftig atmend am Vordermast fest. Etwas hatte ihn berührt und wieder losgelassen – tief innen. Aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken, denn die Schreie hatten die Krieger alarmiert. Sie kamen mit gezogenen Klingen herbei gerannt. Vilmore warf sich dazwischen.

»Halt! Tötet sie nicht!«, rief er verzweifelt. »Sie gehören mir …!«

Sir Gelwin kam klirrend herbei und starrte auf die beiden reglosen Gestalten. Der Lichtstrahl wanderte vorüber und hüllte ihn zwei, drei Atemzüge lang in gleißendes Licht – ihn und die Umstehenden.

»Ihr habt es versprochen!«, sagte Vilmore bittend.

Sir Gelwin nickte. »Bewacht sie gut!«, befahl er den Männern. »Und lasst Meister Vilmore gewähren!« Und zu Vilmore sagte er: »Aber pass auf! Sie sind gefährlich.«

»Gefährlich? Noch immer?«, fragte Vilmore kopfschüttelnd. »Behauptet Ihr und die Priester nicht immer, dass das Licht ihnen die Kraft raubt? Dann sind sie nur noch eine Frau und ein Kind und so hilflos wie …«

»Wir wissen nicht, wie lange ihnen das Licht die Kraft nimmt.«

»Aber sie sind ihm ausgeliefert mit jedem Strahl, der über das Deck wandert …«

»Ich sagte nur, lass Vorsicht walten!«, erwiderte Sir Gelwin unwillig. »Wir wissen nichts über ihresgleichen. Wir alle mögen in Gefahr sein.«

»Ja, wir wissen nichts über sie. Wir schlachten sie nur ab«, sagte Vilmore bitter. »Aus Furcht …«

»Sie besitzen Kräfte, gegen die unsere schärfsten Schwerter nichts auszurichten vermögen. So wie diese Frau über das Meer auf unser Schiff sprang, so vermögen andere zu fliegen, ihre Gestalt zu verwandeln … tun wir da nicht recht daran, sie zu fürchten?«

Vilmore antwortete nicht. Er versuchte, die Frau zur Besinnung zu bringen, dann den Jungen. Aber die Sonne war bereits versunken und die Feuer der Hafeneinfahrt von Elaye waren zum Greifen nahe, als sie endlich das Bewusstsein wiedererlangten.

Die Frau war in Panik, als sie die Bewaffneten mit gezogenen Schwertern um sich sah. Sie drückte den Jungen an sich, der vor Furcht weinte. Vilmore redete hastig auf sie ein. Aber sie hörte ihn nicht. Sie fasste sich und schloss die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, stand erneut Entsetzen in ihren Zügen, schlimmer als die Angst vor dem Tod durch die Krieger: Ihr wurde bewusst, dass sie die Kraft Almordins verloren hatte.

Sie schwankte, und als Vilmore sie auffing und sanft zu Boden gleiten ließ, stöhnte sie: »Oh, Amoin … hilf deiner Dienerin …«

Vilmore konnte sie nur schwer verstehen. Sie redete mit kaliforischer Zunge, aber ihr Dialekt war Vilmore fremd. Er war ziemlich sicher, dass sie mit Amoin Almordin meinte. Er sprach langsam auf sie ein und nach einer Weile begann sie

ihm auch zuzuhören. Er versuchte, sie zu beruhigen, aber die waffenstarrende Schar ringsum und die entschlossenen Gesichter zerstreuten jeden Anflug von Vertrauen, den sie zu Vilmore und seinen eindringlichen Worten gewinnen mochte. Der gehetzte Ausdruck wich nicht aus ihren Zügen. Gewaltsam versuchte sie erneut, ihre dämonischen Kräfte zu sammeln, aber nichts geschah, keine Wandlung vollzog sich. Die Männer konnten sehen, dass sie verzweifelt war, aber sie bezwang die eiskalte Furcht. Sie nahm das Kind an der Hand und sah den Männern mit wildem Mut entgegen.

Vilmore war tief beeindruckt. Die Krieger blickten fragend auf Sir Gelwin. Dessen eisernes Gesicht wandte sich Vilmore zu.

»Hast du genug gesehen?«

»Nein!«, entfuhr es Vilmore.

»Wir sind fast zu Hause. Wir werden Almordins Kreatur nicht in unsere Stadt einlassen.«

»Aber seht Ihr es denn nicht? Sie ist nicht mehr Almordins Kreatur. Das Licht hat alles ausgelöscht. Sie ist Fleisch und Blut wie wir … so verwundbar wie wir … so hilflos im Angesicht des Todes wie jeder von uns!«

»Wir wissen es nicht«, erwiderte Sir Gelwin ruhig. »Wir dürfen nicht riskieren …«

»Aber Ihr tötet aus Unwissenheit«, sagte Vilmore heftig und wandte sich den Kriegern zu: »Könnt ihr das mit eurem Gewissen abmachen?«

»Was bedeuten schon diese zwei Leben nach den vielen, die wir für Tenecs getötet haben?«, wandte einer ein.

»Das Jahr des Turms ist so gut wie vorbei, denn viele werden nicht mehr kommen, sagt Master Arinn …«

»Master Arinn!«

»Der Priester kennt die Schriften vom letzten Jahr des Turmes. Vielleicht habt Ihr recht, Master Vilmore. Vielleicht sind sie ungefährlich. Aber wegen dieser wenigen, die wir in den kommenden Monden noch erschlagen müssen, suchen wir keinen Streit mit den Priestern.«

»Aber gerade weil es die letzten sein mögen, müssen wir die Gelegenheit nutzen, mehr über sie herauszufinden … Mysir«,

wandte er sich bittend an Sir Gelwin, »es geht nicht um das Leben dieser Frau. Es geht um die Wahrheit … um das Wissen. Wissen ist Macht, Mysir. Solange es die Priester allein besitzen, ist es schwer, ihnen die Stirn zu bieten.« Diese Worte waren waghalsiger Frevel in dieser Runde. Aber Vilmore kannte den Missmut, den viele in Elaye über die Herrschsucht Arinns verspürten. Dass er es wagte, dagegen offen zu reden, mochte ihm Sympathien bringen, auch wenn es mancher vielleicht nicht eingestand. Und er zwang Sir Gelwin, vor seinen Männern eine Entscheidung zu treffen.

Als Sir Gelwin schwieg, fuhr Vilmore rasch fort: »Die Priester wissen nichts von dieser Frau. Sie kam nicht durch die Luft geflogen und auch nicht durchs Wasser. Die Akolythen, die den Himmel über Elaye und das Meer um den Turm beobachten, können sie nicht gesehen haben. Wenn sie erst in der Stadt ist, mag sie wie jede Fremde gekommen sein … nur eine fremde Frau und ein Kind. Ich werde nachts mit ihnen von Bord gehen … wenn Eure Männer schweigen, wird es ein Geheimnis bleiben. Ich werde die Frau befragen. Vielleicht werde ich nicht alle Geheimnisse ergründen, aber genug, dass in hundert Jahren, wenn erneut ein Jahr des Lichtturmes anbricht, dieses schreckliche Morden ein Ende hat, das das Herz eines jeden Mannes verhärten muss.«

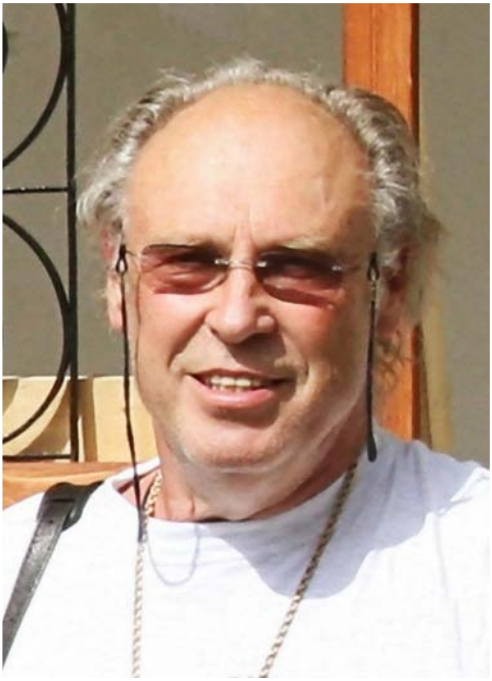
Die Männer starrten unsicher auf Sir Gelwin, dessen Züge hinter dem Visier verborgen waren. Vilmore selbst war unsicher. Er baute auf Sir Gelwins Neugier, darauf, dass seine Albträume ihn mehr nach Wahrheit und Wissen verlangen ließen, als sein Ordenseid es ihm verwehrte.

Der Ritter traf eine Entscheidung. Er hob seine geweihte Klinge *Wahrheit* mit beiden eisernen Fäusten. Der Junge schrie, als das Schwert auf seine Mutter herabkam. Vilmore war wie erstarrt. Die Frau beugte sich schützend über den Jungen. Die Männer wichen zurück.

Das Schwert verhielt einen Fingerbreit über dem Nacken der Frau, die ergeben auf den Tod wartete, dann zuckte die Spitze über ihren Oberarm und hinterließ eine kurze Spur in dem hellen Fleisch, aus der Blut quoll.

Sir Gelwin ließ das Schwert sinken. »Vielleicht hast du recht, Master Vilmore, und sie ist jetzt nicht anders als wir. Finde heraus, wie ihresgleichen ist, aber in sicherem Gewahrsam! Meine Männer werden wachen. Und behalte eines im Gedächtnis: Ihr Tod ist nur aufgeschoben. Wenn Arinn Wind davon bekommt, ist auch dein Leben so gut wie verwirkt.«

# Der Autor



Hugh Walker ist einer der Autorennamen von Hubert Straßl. Er wurde 1941 in Linz, Österreich, geboren. Bereits zu Beginn der 1960er-Jahre publizierte er eigene Kurzgeschichten und war Mitarbeiter an dem von Axel Melhardt herausgegebenen Wiener Science Fiction Fan-Magazin Pioneer. 1966, während seiner Jahre an der Wiener Universität, gründete er zusammen mit Eduard Lukschandl die erste deutschsprachige Fantasy Gesellschaft FOLLOW (Fellowship of the Lords of the Lands of Wonder/Bruderschaft der Herrscher einer Phantasiewelt) und die dazugehörige Simulations- und Spielwelt Magira.

Als Wegbegründer der Fantasy in Deutschland war er von 1974 bis 1982 Herausgeber von Terra Fantasy, der ersten

deutschen Fantasy-Taschenbuchreihe (Erich-Pabel-Verlag). Dort wurden auch erste Versionen seiner MAGIRA-Romanreihe veröffentlicht, die bislang lediglich in den Magazinen von FOLLOW erschienen waren. Im Zeitraum 1973/74 war Hugh Walker Mitautor der ersten deutschen Fantasy-Heftromanserie DRAGON – SÖHNE VON ATLANTIS und von 1980 bis 1985 schrieb er an der nach seinen Entwürfen gestalteten Heftromanserie MYTHOR mit (beide Erich-Pabel-Verlag).

Zwischen 1972 und 1981 entstanden zahlreiche Einzelromane und Mini-Zyklen für die VAMPIR-Horror-Romane des Erich-Pabel-Verlages, welche bei EMMERICH Books & Media ab Mitte 2013 eine Wiederveröffentlichung erfahren.

Für BASTEI LÜBBE überarbeitete Hugh Walker komplett seine MAGIRA-Romane, welche 2005/2006 in vier Taschenbüchern publiziert wurden.

Mehr über Hugh Walker findet sich auf der Webseite des Autors: www.hughwalker.de.

**3000 Jahre lang haben die geheimnisvollen Türme, Relikte der Vergangenheit, die Auswüchse »wilder Magie« in Almordins Welt unterdrückt!**

Durch die Geburt eines Geschwisterpaares, das die verfemte Kraft in sich trägt, droht sich dieser Zustand dramatisch zu ändern. Verfolgt durch fanatische Lichtritter und Priester gehen Erviana und Gothan ihren Weg, der das Schicksal der Menschen für immer verändern könnte.

Der 2 Romane und 2 Erzählungen umfassende Fantasy-/Science-Fiction-Zyklus wurde 1981 bis 1984 unter dem Pseudonym Ray Cardwell publiziert. »Welt der Türme« erscheint in der HUGH-WALKER-Werkreihe erstmals vollständig.

EMMERICH
Books & Media

ISBN 1-5424-7345-4
EUR [D] 15,00
9 781542 473453